

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 79=99 (1933)

Heft: 9

Artikel: Feldherrentum in unserer Zeit

Autor: Wittich, Alfred von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-11722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schlägen zusammenbrechen, und die jammerbaren Verhältnisse von 1798 und den folgenden Jahren werden sich wiederholen oder vielleicht noch weit schlimmeres.

Die Stunde ist ernst, sie verlangt keine Halbheiten, sondern nur das Ganze, was ungetrübte und nicht selbstüberhebliche Sachkunde verlangen muss, wenn dabei auch nichts Vollkommenes erreicht werden kann, so doch etwas, das uns das in weiten, vorab sachverständigen Kreisen mangelnde Vertrauen wiedergeben kann, ruhig und sicher in die Zukunft blicken zu dürfen. Heute können wir das nicht.

Wie diese Ausbildung und Ausrüstung beschaffen sein soll, darüber sollen die nächsten Ausführungen orientieren.

Feldherrntum im Urteil unserer Zeit.

Von Oberst *Alfred von Wittich*, Salzburg.

I.

Jede Zeit hat ihre eigenen Prägungen und Denkformen, ihre zielbedingten Erkenntnisse und Ideale, Grundsätze und Massstäbe sowie — Einseitigkeiten und Vorurteile. Sie hat ihre besondere Kriegstheorie, ihre besonderen Ansichten über Heerwesen, Kriegstechnik, Taktik, Strategie, Politik und damit auch über Feldherrngrösse.

Trotz ausgeprägtem historischen Sinn und starker psychologischer Verbrämung ist unsere Betrachtungsweise wohl im Kern eine mathematisch-naturwissenschaftliche, die nach Kausalität — Verknüpfung von Ursache und Wirkung — und Gesetzmässigkeit verlangt. Aber sie ist schon deutlich in einer Umformung begriffen, wie denn überhaupt unsere Epoche auf den grossen Lebensgebieten, ungeachtet aller technischen Hochleistungen, unbefriedigt von dem Gewordenen, ungestüm nach neuen Lebensinhalten sucht. Jede ringende Zeit braucht aber Optimismus, Begeisterung, grosszügige, zukunftsgestaltende Tatfreude, rücksichtsloses Wollen und festen Glauben an die Macht der Persönlichkeit. Unserer Betrachtungsweise, in der sich so wissenschaftlicher Geist und kühle Verstandesschärfe mit einem keine Grenzen anerkennenden Willensdrang verbinden, mangelt es jedoch trotzdem häufig an sicherem *Feingefühl* für die grossen geschichtlichen Lebensvorgänge — und zu diesen gehört auch der Krieg —, an Verständnis für *geniale* Menschengrösse, sowie an Sinn für das Unerklärliche und Geheimnisvolle im Weltgeschehen. Besonders mit letzterem weiss gemeinhin weder unsere «reine» noch unsere «praktische» Vernunft etwas Rechtes anzufangen, übersieht es daher bewusst

oder schiebt es — als etwas Feindseliges — unwillig beiseite. Und doch spielen Glück und Unglück, Zufall und Fügung, Verhängnis und Schicksal im Menschen- und Völkerdasein eine ebenso unergründliche als beherrschende Rolle. Vergangene Zeiten haben dafür ein tieferes Verständnis bewiesen. Wer heute eine Geschichte des Krieges schreiben wollte, in welcher der «Zufall» das bewegende Prinzip wäre, müsste gewärtigen für einen halben Narren erklärt zu werden. Es würde ihm kaum viel nützen, auf die philosophische Bemerkung eines unbeugbaren Mannes der Tat, Friedrichs d. Gr., hinzuweisen: «Plus on vieillit, plus on se persuade, que sa sacrée Majesté le Hazard fait les trois quarts de la besogne de ce misérable Univers.»¹⁾

Uns erscheint es ganz angemessen, an die Betrachtung des Krieges wie an eine Rechenaufgabe heranzutreten, deren Lösung vorwiegend Scharfsinn und Kenntnisse erfordert. Und doch ist jeder Krieg ebenso sehr ein Epos, dessen Verständnis Phantasie und instinktsichere Einfühlung verlangt. Wir wissen genau, dass sich Kunst und geniales Schöpferum letzten Endes niemals erklären lassen, und doch suchen wir Feldherrntum — insoweit seine Wertung nicht von nationalem Selbstbewusstsein, politischen Rücksichten oder persönlichen Zu- oder Abneigungen beeinflusst ist — in seine Elemente zu zerlegen, als ob sich auf diesem Weg ein Anschauungsmittel für den militärischen Hausgebrauch gewinnen liesse. Nicht nur das Tun von Männern, denen das Schicksal wohl die Aufgaben eines Feldherrn zugeteilt, tragischerweise jedoch die entsprechenden Gaben versagt hat, nein, auch das Wirken tatsächlich überragender Führer wird nach allen Richtungen hin auseinandergelegt und dieses dann so bewertet, als ob es unfehlbare und unveränderliche Maßstäbe geben würde. Eine derartige Betrachtungsweise wurzelt sehr oft in dem einfachen und ganz berechtigten Streben forschend aus Erfolg und Misserfolg zu lernen. Nur führt dies leicht zu unzulässigen Verallgemeinerungen: der Erfolg wird mit richtiger Führung und wahren Feldherrntum gleichgesetzt, der Misserfolg aus fehlerhafter Führung und aus persönlichen Unzulänglichkeiten des Führers zu erklären gesucht. Dabei muss die logische und die psychologische Rechnung genau stimmen, Irrationalem oder Unerforschlichem darf kein oder höchstens ein ganz belangloser Spielraum eingeräumt werden.

Vielleicht lässt sich die Richtung unserer Geisteshaltung gerade an unserer Einschätzung des «Fatums» deutlich aufzeigen. Schon im Sprachgebrauch kommt dies zum Ausdruck, der dem

¹⁾ Auch Feldmarschall Moltke spricht in seinem schönen Aufsatz «Ueber Strategie» von Faktoren, «welche man Zufall, Verhängnis oder höhere Fügung nennen mag, die aber der Mensch weder schafft noch beherrscht».

Worte «Fatalismus» heute die Bedeutung von tatenloser Ergebung in das Schicksal, Gleichgültigkeit, Verantwortungslosigkeit und lähmendem Pessimismus unterlegt. Mit dieser — zeitbedingten — Sinngebung verträgt sich jedoch weder die ganz andere Denkweise des kampffrohen antiken Griechenvolkes, das selbst die Götter der Moira unterworfen sein liess, noch der tollkühne und todesverachtende Bestimmungsglaube des Islams. Auch manchem grossen Feldherrn und Staatsmann war der Glaube an Vorherbestimmung, an den eigenen «Stern» zu eigen. Man muss da nicht nur an Wallenstein, den düster-ehrgeizigen Staatsmann und kriegsgewaltigen Freund der Astrologie oder an den geistvollen und hochgebildeten Prinzen Eugen²⁾ denken; auch kühle Rechner und nüchterne Tatsachenmenschen wie Cäsar und Napoleon teilten den von religiöser Begeisterung getragenen Glauben Mohameds an Vorherbestimmung, — und alle drei wurden selbst zu einem geschichtlichen Schicksal gewaltigster Art.³⁾

Wo wir aus den Notwendigkeiten unserer Zeit heraus richtig zu urteilen meinen, dort sieht der begnadete Dichter mit visionärem Blick ganz andere Zusammenhänge sowie tiefe und zeitlose Symbole. In Gestalten wie Shakespeares Cäsar und Macbeth⁴⁾ oder Schillers Wallenstein bilden Persönlichkeit, Schicksal und tragisches Leben eine geniale Einheit; die Feldherrnköpfe, die unsere Historiker und Schriftsteller zeichnen, sind vielfach Verkörperungen taktischer, strategischer und politischer Ideen, militärische Mechanismen, die konstruktiver Verstand geschaffen hat, nicht gross empfundene Menschen, die zu gutem Teil mit Verhältnissen zu ringen hatten, die eben stärker waren als sie. Und es ist sehr die Frage, ob nicht so manches, was wir im Bilde grosser Persönlichkeiten als Flecken zu sehen

²⁾ Als man Prinz Eugen auf dem Schlachtfeld seine Wunde verbinden wollte: «Wenn mir bestimmt ist, hier zu sterben, was soll der Verband mir nützen? Wenn aber nicht, so ist es abends Zeit genug dazu.»

³⁾ «Ich war immer Fatalist. Wenn das Schicksal etwas will, muss man ihm gehorchen. — Das Schicksal ist unabwendbar. Man muss seinem Stern folgen.» (O'Meara, Napoléon in exile, 1822, I., S. 185.)

1812, kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit Russland: «. . . Ich fühle mich zu einem Ziel gedrängt, das ich selbst nicht kenne. Sobald ich es erreicht habe und entbehrlich geworden bin, wird ein Atom genügen, um mich zu vernichten; bis zu diesem Zeitpunkt aber können alle menschlichen Gewalten mir nichts anhaben — sei es in Paris oder bei der Armee. Ist jedoch meine Stunde gekommen, so wird ein Fieber, ein Sturz vom Pferde auf der Jagd mich genau so töten, wie ein Geschoss die Soldaten tötet; unsere Tage sind in den Sternen vorgezeichnet.» (Séгур, Histoire de Napoléon, 1824, IV., S. 74.)

⁴⁾

«Will das Schicksal mich
Als König, nun, mag mich das Schicksal krönen,
Tu ich auch nichts.»

vermeinen, weniger der jedem Licht zugehörige Schatten, als weit mehr ein unablösbarer Bestandteil ihrer Grösse ist. Es ist eine weitere Frage, ob in unserer gegenwärtigen Auffassung von Feldherrntum nicht eine flachere Schablone vorherrscht, als wir selbst glauben, zuviel kritische militärische Gelehrsamkeit sowie gut gemeinter Erziehungswille und zu wenig Sinn für aussergewöhnliches Menschentum und Universalität des Denkens.

II.

So klar und selbstverständlich der «Begriff» Feldherrntum — gleich vielen anderen Begriffen — auf den ersten Blick erscheint, so schwer lässt er sich erschöpfend erklären, so dehnbar und verschwommen wird er, wenn man ihn stärker unter die Lupe nimmt. Aber wenn man auch statt der allgemeinen Frage: Was ist Feldherrntum? zunächst die konkretere stellt: Welche geschichtlichen Persönlichkeiten verdienen unzweifelhaft den Beinamen «Feldherr»? so ist damit nichts gewonnen. Denn auch die im zweiten Fall erteilten Antworten spiegeln nicht nur nationale, politische und weltanschauliche Bindungen wieder, sondern sie sind überdies vom Stande unserer Geschichtskennntnisse und unserer jeweiligen militärischen Urteile abhängig, somit dem Zeitwandel unterworfen. So bezeichnete z. B. Napoleon Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich d. Gr. als die sieben grössten Feldherrn der Geschichte, sich ihnen als achter anreihend. Bei einer diesbezüglichen Rundfrage würden heute, hundert Jahre später, vielleicht Scipio, Karl d. Gr., Dschenghis Khan oder Moltke an Stelle von Gustav Adolf und Turenne treten, und ausserdem in Oesterreich etwa Wallenstein oder Erzherzog Karl, in England Cromwell, in Nordamerika Lee und in China allenfalls Tsheng Tsin (gest. 210 v. Chr.), der «erste erhabene Kaiser» (Shi-huang-te), der chinesische Napoleon, in den Vordergrund gerückt werden. In weiteren hundert Jahren werden wohl wieder neue Wertungen platzgreifen.

Somit wird es zu jeder Zeit eine mehr oder minder umstrittene Ansichtssache bleiben, wer von den historisch bekannten Feldherrn zu den ganz grossen Kriegsmeistern zu zählen ist.⁵⁾ Und ebensowenig wie zwischen Feldherrnsternen erster und zweiter Ordnung lässt sich auch zwischen letzteren und vorzüglichen Feldhauptleuten, denen wohl Führerbegabung aber kaum Feldherrngenie zuzusprechen ist, eine sichere und allgemeingültige Scheidung vornehmen. Gerade die Grenzziehung zwischen militärischer Hochbegabung einerseits und kriegeri-

⁵⁾ Clausewitz bezeichnete Gustav Adolf, Karl XII. von Schweden und Friedrich d. Gr. als «drei neue Alexander» und stellte sie als «ausgezeichnete Feldherrn und Könige» in eine Reihe. (Vom Kriege, 8. Buch, 3. Kap.)

schem Genie andererseits bietet kaum überwindbare Schwierigkeiten und erfordert weit mehr feinfühliges Takt des Urteils als zergliedernden Verstand. Jedenfalls gilt aber für den Feldherrngenius das gleiche wie für den Genius überhaupt: seine Bewertung schwankt und der Ruhm folgt dem Verdienst weder nach klar erkennbaren Gesetzen noch ist er an den Erfolg gebunden; Hannibal und Napoleon zählen zu den grössten Kriegsgenieen, trotzdem ihren Taten kein Enderfolg beschieden war

Wie kann es unter solchen Umständen mit unserem Urteil über das Feldherrntum des Weltkrieges stehen, wo uns noch eine genügende Distanz zu dessen Ereignissen fehlt, und der Grossteil aller bisherigen Veröffentlichungen und Betrachtungen über dieses gewaltige Ringen von Teilnehmern an demselben — Mithandelnden wie Mitleidenden — stammt, deren Unparteilichkeit selbst bei bestem Willen naturgemässe Schranken gezogen sind? Aber auch das nationale Selbstbewusstsein der am Kriege beteiligt gewesenen Völker, siegreichen wie unterlegenen, ist hier einer gerechten Verteilung von Licht und Schatten wenig förderlich. Es ist daher ganz begreiflich, dass die Wertung des Feldherrntums im Weltkrieg heute weder eine abgeklärte noch eine halbwegs gleichmässige sein kann, wobei es natürlich sehr fraglich ist, ob das sicherlich *anders* gefärbte Urteil kommender Generationen ein einheitlicheres Gepräge tragen wird. Und doch lässt sich in einer Hinsicht eine merkbare Uebereinstimmung der Auffassungen feststellen, dahingehend, dass der Weltkrieg einen Schiffbruch der Feldherrnkunst aufgezeigt habe.

Diese Feststellung ist übrigens keineswegs neuern Datums; während des Krieges und schon kurz nach demselben wurden ähnliche Aeusserungen laut. Bereits 1922 hatte Feldmarschall Conrad, also gewiss ein berufener Beurteiler, in seinem grossen Erinnerungswerk erwähnt, dass bei Kriegsausbruch 1914 weder in Deutschland noch in Oesterreich-Ungarn «eine schon kriegsbewährte, ganz besonders hervorragende militärische Führergrösse» vorhanden war, die vielleicht die Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls ermöglicht hätte, und anschliessend bemerkt: «Auch im Verlaufe des ganzen Krieges trat weder auf Seite der Mittelmächte noch auf Seite der Entente eine hervorragende Führerpersönlichkeit in die Erscheinung; es mag dabei auch mitgesprochen haben, dass im Weltkrieg weniger die operativen Entschlüsse als die Massen, die materiellen Mittel und die innerpolitischen Zustände die Entscheidung gaben. Erst in der Nachkriegszeit trat eine solche Persönlichkeit hervor: *Kemal Pascha*, der sich vom fünfunddreissigjährigen Oberstleutnant zum siegreichen Feldherrn und führenden Staatsmann auf-

schwung.»⁶⁾ Mit dieser allgemein gehaltenen Betrachtung hat der Feldmarschall — unter bescheidenster Wertung seiner eigenen Leistung — nur auf den Mangel eines *überragenden* Feldherrntums im Weltkrieg hinweisen wollen, gleichzeitig aber auch mehrere Umstände angeführt, die, seiner Ansicht nach, der Entfaltung eines solchen in diesem grössten aller Bündniskriege hinderlich sein mussten. Die zahlreichen sonstigen Untersuchungen von militärischer und nichtmilitärischer Seite über diesen Gegenstand gelangen zumeist zu ähnlichen Ergebnissen, mögen sie auch nach Sachkenntnis und Tiefe stark voneinander abweichen, von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen und demgemäss auch in der Beurteilung und Wertung der *einzelnen* Feldherrn bedeutende Gegensätze aufweisen. Und so scheint es fast, als ob zur Charakterisierung des Weltkrieges der skeptische Untertitel eines «Krieges ohne Feldherrn» dem zunächst geprägten kritischen eines «Krieges der versäumten Gelegenheiten» die Wage halten sollte.

Damit werfen sich von selbst zwei grosse Fragen auf. Erstens, hat der Krieg 1914—1918, an dem die Heere einer ganzen Welt beteiligt waren, *wirklich* einen ausgesprochenen Tiefstand an Feldherrnbegabungen aufgewiesen? Und zweitens — wenn die erste Frage *nicht* mit einem glatten Ja beantwortet wird —, warum konnten sich die *bedeutenden* Führernaturen nicht nachdrücklicher und erfolgreicher durchsetzen?

III.

Ueber die Feldherrn des Weltkrieges wurde schon reichlich viel geschrieben und deren Porträts in den vielfältigsten Farben und Beleuchtungen gezeigt. Ich will mich in Beantwortung der ersten Hauptfrage auf das einfache Bekenntnis beschränken, dass ich die weitverbreitete Ansicht, dass der Weltkrieg einen auffallenden Tiefstand an Feldherrnbegabung gezeigt habe, *nicht* teile. Es lässt sich gewiss nicht bestreiten, dass einzelne Weltkriegsführer eine Stufe zu hoch gestiegen waren, und dass andere nur einen Teil jener Gaben besaßen, deren Gesamtheit man eben als Feldherrntum zu bezeichnen pflegt. Einzelne Führer scheinen jedoch aus *echtem Feldherrnholze* geschnitzt gewesen zu sein. Kam deren Bedeutung nicht scharf genug zum Ausdruck, so lag dies wohl in erster Linie an einer Auftürmung hemmender Umstände und nicht an Unzulänglichkeiten persönlicher Natur. Daher entzieht sich wohl auch die Frage, ob eine *ganz grosse* Führerpersönlichkeit die Lage *restlos* gemeistert hätte, einer bündigen Antwort.

⁶⁾ Conrad «Aus meiner Dienstzeit 1906—1918», IV., S. 260.

Es ist bemerkenswert, dass sich dem Wollen und Wirken zahlreicher Weltkriegsführer Tragik und Verhängnis in weit grösserem Masse zugesellte als Glück. Ungeachtet alles Unsternes im grossen wie im kleinen hat dieser grosse Krieg jedoch unübertreffliche strategische Leistungen — meisterhaft geführte Feldzüge und genial angelegte Schlachten — in reicher Zahl gezeitigt. Dabei sollte es zu denken geben, dass zwei der schönsten Feldherrntaten, die Weichselschlacht 1920 und die Besiegung der Griechen 1922 durch Kemal, in den Schlussabschnitt dieser Kriegsepoche⁷⁾ fielen, wo sie den Charakter des Bündniskrieges grossen Stils schon verloren hatte. Damit halten wir aber bereits bei der zweiten Hauptfrage: Warum konnten sich auch die bedeutendsten Weltkriegsführer nicht erfolgreicher durchsetzen?

IV.

Hier dürften vor allem fünf Umstände massgebend sein:

Die ungenügende Unabhängigkeit der meisten obersten Führer,

die mangelnde Uebereinstimmung von Kriegführung und Politik,

das Verhältnis des Felherrn zu seinem Werkzeug,

die durch die Millionenheere gesteigerten Führungsschwierigkeiten und

endlich die Tatsache, dass jeder Bündniskrieg grossen Stils ein höchst ungünstiger Boden für die Entfaltung von Feldherrntum ist.

Die drei ersten Punkte, die schon oft und gründlich beleuchtet wurden, seien nur kurz gestreift, die beiden letzten dagegen etwas eingehender betrachtet.

Nur der *unbeschränkte* Herrscher, König oder Diktator, kann seine staatsmännischen und militärischen Pläne in voller Reinheit zur Ausführung bringen. Gewiss kennt die Geschichte auch sehr bedeutende Feldherren, die weder Monarchen waren, noch diktatorische Gewalt besaßen, wie ein Hannibal, Prinz Eugen oder Moltke und doch infolge günstiger Umstände zu voller Feldherrngrösse aufwuchsen; aber sie bildeten die Ausnahme, nicht die Regel.⁸⁾

⁷⁾ Die Weltkriegsepoche umfasst eigentlich die Zeit von 1911 bis 1922, da der Tripoliskrieg, die beiden Balkankriege 1912/13, die Kämpfe der Sowjetrepublik mit den verschiedenen weissen Armeen, der russisch-polnische Krieg 1920 und die griechisch-türkischen Kämpfe 1919—1922 ein organisches Ganzes bilden.

⁸⁾ Es ist bezeichnend, dass Fabius Maximus Cunctator, der kluge Feldherr und charakterstarke Verteidiger altrömischer Einrichtungen, Scipio im Senat vorhielt, «dass er die Befehlsgewalt nach Königsart handhabe».

Von den Feldherrn des Weltkrieges waren wohl einzelne, wie Hindenburg-Ludendorff, Conrad und Grossfürst Nikolai Nikolajewitsch mit verhältnismässig sehr bedeutenden Machtvollkommenheiten ausgerüstet; trotzdem konnten auch sie ihre strategischen Absichten keineswegs unabhängig von andern Gewalten durchführen. Auch mussten Nikolai Nikolajewitsch und Conrad mitten aus ihrem Wirken heraus abtreten, ersterer nachdem er gerade in den grossen Rückzügen des Jahres 1916 ein viel stärkeres Können gezeigt hatte als in den vorangegangenen Angriffsfeldzügen, letzterer von einem schlecht beratenen jungen Monarchen kurzerhand kaltgestellt. Ueber volle Handlungsfreiheit verfügten eigentlich nur zwei Führer, Kemal und Pilsudski, die als unumschränkte Diktatoren jene Wege einschlugen, die vor 1918 keiner der Weltkriegsführer gehen konnte oder wollte.

Auch über den tiefgehenden *Widerstreit* von Politik und Kriegführung u. zw. sowohl auf Seite der Entente als auf jener der Mittelmächte bestehen schon ganze Büchereien. Lehrreich sind jedenfalls die schweren Hemmungen, die gerade die beiden überragenden französischen Heerführer, Joffre und Foch, von Seite ihrer Staatsmänner erfuhren. Joffre, der Ende 1916 einem politischen Kesseltreiben zum Opfer fiel und durch den in Politikerkreisen beliebten Nivelle, der zu Kriegsbeginn noch Artillerieoberst war, ersetzt wurde, ist ein Beispiel dafür, dass in demokratischen Staaten hartkantiges Feldherrntum vergleichsweise noch weniger ertragen wird als in monarchischen. Auch die erst in höchster Not erfolgte Ernennung des «mystischen und kirchenfreundlichen Starrkopfes» Foch zum Oberbefehlshaber der Ententeheere gehört auf das gleiche Blatt. Auch Foch musste einen guten Teil seiner Zeit und Kraft im Kampf gegen den innern Feind, seinen gleich unbeugsamen Vorgesetzten Clemenceau verbrauchen, in einem Kampf, der auch nach Kriegsende in unverringelter Heftigkeit fort dauerte und noch um die Bahre dieser beiden so verschieden gearteten grossen Männer Frankreichs weitertobte.⁹⁾

Auf Seite der Mittelmächte, wo es an weitblickenden und willenskräftigen Staatsmännern fehlte, waren die Erschwernisse, welche die obersten Heerführer fanden, wieder ganz anderer Natur. Sie, die nur Soldaten waren und — bis auf Conrad und Enwer Pascha — weder staatsmännische noch diplomatische Neigungen besaßen, mussten vielfach eine politische Tätigkeit ausüben, die ihren Feldherrnentschlüssen oftmals wenig förderlich war.

⁹⁾ Man vergleiche die Rolle, welche Kaiser Wilhelm, Franz Joseph und Karl bei der Ernennung der obersten deutschen bzw. österreichisch-ungarischen Heerführer spielten, mit jener der französischen Kriegsregierungen bei Ernennung der französischen Oberbefehlshaber.

Wir sehen also im Weltkrieg ein Feldherrntum, das einerseits gegenüber der Politik um seine Rechte kämpfen, andererseits ein solches, das notgedrungen im Nebenamte Politik betreiben musste. Es drängt sich da unwillkürlich die Frage auf, ob nicht auch im Weltkrieg ein ganz *überragendes* Feldherrntum hätte entstehen können, wenn bei den führenden Mächten auch nur ein *wirklicher* Staatsmann sich hätte diktatorisch durchsetzen können und dieser *gleichzeitig* die Eignung zum Feldherrn nur in *jenem* Ausmass besessen hätte wie beispielsweise Foch, Conrad oder das Zweigestirn Hindenburg-Ludendorff.

Nun sei noch ein Blick auf den dritten Punkt geworfen, auf die Abhängigkeit des Feldherrn von seinem Werkzeug, da die Güte des letzteren auch dafür mitbestimmend ist, *welche* Aufgaben sich der Heerführer stellen — und lösen kann. So hätte wohl das Instrument, das Moltke und Falkenhayn zur Verfügung stand, eine grosszügigere und kühnere Führung zugelassen, während auf österreichisch-ungarischer Seite die im Frieden trotz unausgesetztem Drängen des Chefs des Generalstabs unzureichend ausgebaute Armee den hochgespannten Anforderungen Conrads nicht immer zu folgen vermochte.

Zu *Kriegsbeginn* mussten alle Heerführer mit Heeren arbeiten, die nach Stärke, Ausrüstung und Schlagkraft den zu verwirklichenden Kriegsplänen nur unvollständig entsprachen. Keine noch so hohe Feldherrnkunst hätte z. B. das Missverhältnis ausgleichen können, das zwischen der Kleinheit der sonst trefflichen englischen Expeditionsarmee und der von Feldmarschall French mit diesen wenigen Divisionen zu lösenden Aufgaben bestand. Cadorna wieder, welcher der grossen Kriegslage nach eine ungestüme Offensive mit weitgesteckten Zielen führen musste, verfügte über ein hiezu nicht genügend vorbereitetes Heer.

Auch im *Verlauf des Krieges* waren einzelne Feldherrn nicht in der Lage, sich ihr Werkzeug nach eigenem Ermessen schmieden zu können, wie beispielsweise Feldmarschall Haig, der mit dem ihm vom Mutterlande gelieferten milizartigen Massenheer arbeiten musste, wogegen in Deutschland Falkenhayn und Ludendorff, in Oesterreich-Ungarn Conrad die Formung des Kriegsheeres selbst in die Hand nehmen konnten. Doch schliesst die Belastung des Feldherrn mit gewaltigen organisatorischen Aufgaben die Gefahr in sich, dass die so vielgestaltigen grossen Führungsaufgaben dabei zu kurz kommen, da selbst der grössten menschlichen Arbeitskraft Grenzen gesetzt sind. Die organisatorischen Aufgaben wachsen aber zweifellos mit der Grösse der Heere und der Ausbreitung sowie Verfeinerung der Kriegstechnik. Damit halten wir beim nächsten Punkt.

V.

Zunächst einige Aeusserungen bedeutender Männer über die Führungsschwierigkeiten bei kleinen und grossen Heeren:

Napoleon zu Gourgaud (14. 6. 1816):

«Turenne würde in der Führung grosser Heere ein ebenso überlegenes Genie bewiesen haben, wie er dies mit einem kleinen getan hat.»

Aber andererseits:

«Das Amt eines Feldherrn ist in den neuern Heeren schwieriger, als in den alten. . . . Es gehören viel mehr Erfahrung und militärisches Genie dazu, ein neueres Heer zu lenken, als zur Lenkung eines alten erforderlich waren.» (Napoleons Memoiren von Montholon, I., S. 287.)

Oder am 29. 1. 1818 zu Gourgaud:

«Heinrich IV. war ein guter Soldat, aber zu jener Zeit war zum Kriegführen nur Mut und klarer Verstand nötig; es war etwas ganz anderes als jetzt, wo man mit grossen Massen Krieg führt.»

Etwa neun Jahrzehnte später schrieb General von Conrad:

«Der Einwand, dass die Grösse der Heere in der schliesslichen Unmöglichkeit ihrer Führung, Bewegung und Erhaltung eine Grenze findet und man dieser etwa schon in den letzten grossen Kriegen nahe war, kann nicht gelten, da diese Führung, Bewegung und Erhaltung doch nur Sache der Geschicklichkeit oder des Genius des Feldherrn, der Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und zielbewussten Schulung seiner Unterführer; dann das Ergebnis einer eingehend durchdachten und in die Praxis übersetzten Organisation und Kriegsvorbereitung ist . . .» («Infanteristische Fragen», Wien 1903.)

Oder endlich Graf von Schlieffen:

«Die Führung eines Millionenheeres ist freilich, so wird behauptet, ein kaum zu lösendes Problem. Daran ist soviel richtig, dass die Führung eines Heeres, eines grossen wie eines kleinen, von jeher ein Kunststück gewesen ist. Dass aber die Schwierigkeit, dieses Kunststück auszuführen, in gleichem Masse wächst, wie die Stärke der Heere zunimmt, wird schwer nachzuweisen sein. Es hat Generale gegeben, die mit 300,000 Mann völlig gescheitert sind. Damit ist aber nicht gesagt, dass sie 100,000 Mann oder 50,000 Mann zum Siege geführt hätten. Soviel ist gewiss, dass unter allen Feldherrn noch keiner über die allzu grosse Menge der ihm übergebenen Truppen Beschwerde geführt hat, dass aber alle ohne Ausnahme über das Zuwenig geklagt haben.» («Ueber Millionenheere», Deutsche Revue 1911.)

Im allgemeinen steht hier somit Ansicht gegen Ansicht. Das *Genie* wird vielleicht jede Aufgabe — ob klein, ob gross — zu meistern vermögen, aber es ist doch ein Unterschied, ob ein Feldherr ein Heer von einigen Zehntausend, mehreren Hunderttausend oder ein paar Millionen Männer zu führen hat. Es ist etwas anderes, ob ein Feldherr das zur Schlacht aufgestellte Heer von einem erhöhten Punkt aus übersieht und ihn sein Pferd in kurzer Zeit von einem Kampf Flügel zum andern tragen kann, so dass er in Stand gesetzt ist, eine kritische Lage durch persönliches Eingreifen zu wenden, oder ob er mehrere und auf verschiedenen Kriegsschauplätzen kämpfende Heere und Schlachtfrenten mit Ausdehnungen von Tausenden von Kilometern aus weiter Ferne zu lenken hat, bloss auf Grund eines Wustes ungenauer und sich widersprechender Nachrichten, — ebensowohl ein kühler Rechner mit gigantischen Ziffern als ein einer inneren Stimme gehorchender Seher.

Alles in allem genommen kann man wohl mit einiger Berechtigung sagen, dass die Heerführer des Weltkrieges umfassendere und schwierigere Aufgaben zu bewältigen hatten, als die Feldherrn vergangener Zeiten. Immerhin liesse sich hier einwenden, dass sie in eine Zeit gestellt waren, wo infolge starken Anwachsens der Bevölkerung die Organisierung und Lenkung von «Massen» schon an der Tagesordnung stand, so dass eine gewisse Anpassung an grössere Verhältnisse bereits von selbst gegeben war. Das schon in der Vorkriegszeit gewohnte Arbeiten mit grossen Heereskörpern blieb jedoch weit hinter den Anforderungen und Ausmassen des Weltkrieges zurück, die unerwartete Schwierigkeiten und Reibungen vielfältigster Art mit sich brachten, deren Behebung sich häufig einer Einflussnahme der obersten Heeresleitung überhaupt entzog. Je grösser das Heer ist, desto schwerer und unvollständiger wird sich auch der tatkräftigste Feldherr durchzusetzen vermögen, desto grössere Bedeutung gewinnt die Geschicklichkeit der Unterführer, die Tüchtigkeit der Truppen und das Spiel des Zufalls.

Der von Zeit zu Zeit immer wieder ertönende Ruf nach dem kleinen hochwertigen Heer¹⁰⁾ entspringt sicherlich mit dem Wunsche, die Führung von Fesseln zu befreien, welche die Be-

¹⁰⁾ So schrieb z. B. Freiherr von der Goltz zu Ende des vorigen Jahrhunderts: «Lässt man den Blick in die Zukunft schweifen, so ahnt man selbst eine Zeit, wo die Millionenheere der Gegenwart ihre Rolle ausgespielt haben. Ein neuer Alexander wird erstehen, welcher mit einer kleinen Schar trefflich gerüsteter und geübter Männer die kraftlosen Massen vor sich hertreibt, wenn diese, in dem Bestreben, immerfort anzuwachsen, die richtigen Grenzen überschritten, die innere Tüchtigkeit verloren, und sie sich, wie das Grünbannerheer der Chinesen, zu einem zahllosen aber friedlichen Spiessbürgerschwarm verwandelt haben.» («Das Volk in Waffen», Einführung.)

wegung grosser Massen unfehlbar mit sich bringt. Diese Schwierigkeiten zu meistern, wird stets bedeutende Anforderungen an das Feldherrntum stellen. Aber sie dürften immer noch geringer sein als jene, die zu überwinden sind, sofern der Feldherr mit einer *erdrückenden* feindlichen Ueberlegenheit zu ringen hat. So wird sich wohl auch künftighin das Feldherrntum in einer überlegenen Lenkung von *Massen* und in der Auswertung *aller* erfassbaren Volkskräfte zu bewähren haben.

VI.

Der Oberfeldherr, welcher verbündete Kräfte zu führen hat, sieht sich gemeinhin vor die Lösung ganz anderer Aufgaben gestellt, als der Führer eines einheitlichen Heeres. Gerade der Soldat neigt dazu, das Wesen des *Bündniskrieges* zu verkennen und zu übersehen, dass Bündnisse wohl zur Durchsetzung gemeinsamer Interessen geschlossen werden, neben denen jedoch immer mehr oder weniger grosse *Sonderinteressen* von keineswegs gleichbleibendem Charakter vorhanden sind. Dementsprechend zeigt ein Bündniskrieg niemals volle Uebereinstimmung in den Kriegszielen der Bundesgenossen, in ihren militärischen Anstrengungen, der Nachhaltigkeit ihrer Kriegführung usw. Gewiss sollte auch jeder Bündniskrieg — unter Zurückstellung aller trennenden Bestrebungen — zunächst darauf abgestellt sein, den Krieg zu gewinnen, da man das Fell des Bären immer erst teilen kann, wenn man ihn erlegt hat. Die Geschichte zeigt jedoch, dass Vernunft, Theorie und praktische Wirklichkeit nicht dasselbe sind, und dass es schon viel ist, wenn ein Bündnis die Belastungsprobe eines gemeinsam geführten Krieges, besonders bei unglücklichem Verlauf desselben, überhaupt verträgt. Je mehr Teilnehmer ein Bündnis zählt, je mehr Sonderinteressen unter einen Hut zu bringen sind und je bedeutendere Interessenverschiebungen während des Krieges eintreten, desto grössere Hemmungen ergeben sich naturgemäss für die oberste Führung. Wir kennen viele Koalitionskriege, in denen die Führung wenig befriedigte, weil entweder der nominelle Oberfeldherr sich nicht genügend durchzusetzen vermochte, oder die ohne einheitliche Oberleitung nebeneinander wirkenden obersten Führer den erforderlichen Einklang in den Kriegshandlungen nicht herstellen konnten. Jedenfalls liefern die Bündniskriege der letzten zweihundert Jahre zahlreiche Belege dafür, dass Bündniskriege im allgemeinen kein günstiger Boden für die Entwicklung machtvollen Feldherrntums sind und dass sie vom Feldherrn oft in höherem Grade *diplomatisches Geschick* als strategische Begabung erfordern.

Es wäre bei der Einmaligkeit und Unberechenbarkeit aller historischen Vorgänge jedoch unangebracht, die geschichtlichen

Erfahrungen über das Feldherrntum der Koalitionskriege zu einer allgemeinen Regel ausweiten zu wollen. So hat z. B. der Spanische Erbfolgekrieg (1701—1714) in Prinz Eugen und in dem Herzog von Marlborough zwei ausgezeichnete Feldherrn *nebeneinander* wirken sehen, von denen aber der eine bezeichnenderweise der bedeutendste Staatsmann seiner Zeit war, während der zweite hohe diplomatische Fähigkeiten besass. Auch das Zeitalter Friedrich d. Gr. von Preussen bietet ebenso interessante Beiträge zum Kapitel «Feldherrntum und Bündniskrieg» wie die ihm folgende Napoleonische Epoche. Der grosse Korse selbst hat jedoch nie einen Bündniskrieg geführt, sondern nur Vasallen gekannt, die ihm Hilfstruppen stellen mussten. Es ist besonders das Jahr 1813, welches zeigt, wie schwierig es ist, in einem Koalitionskrieg überhaupt einen Oberbefehl zustande zu bringen. Noch heute, nach 120 Jahren, herrscht keine einheitliche Auffassung darüber, ob 1813 tatsächlich ein solcher auf Seite der Verbündeten bestanden habe.¹¹⁾ Wenn auch Fürst Schwarzenberg sicherlich kein überragender Feldherr war, so war es doch nicht zum mindesten seinem diplomatischen Geschick und seiner Selbstverläugnung zu verdanken, dass dieser Feldzug «trotz der Anwesenheit von drei Monarchen» für die Verbündeten mit dem Sieg von Leipzig endete.

Ein starker Verbündeter wird stets trachten, den Oberbefehl uneingeschränkt selbst zu erhalten, oder, wenn ihm dies nicht glückt, und ein gemeinsamer Oberbefehl sich als notwendig erweist, ihn wenigstens so *locker* als möglich zu gestalten suchen. Man mag derartige Bestrebungen vom militärischen Standpunkt aus noch so sehr als kurzsichtig verurteilen, sie bleiben deswegen doch natürliche politische Realitäten. *Der Oberbefehl in einem Bündniskrieg wird immer auf schwankenden Grundlagen ruhen.* Die Forderung, vor allem den Krieg zu gewinnen, würde übrigens bedingen, den *fähigsten* Kopf an die Spitze der Gesamtleitung zu bringen, gleichgültig ob er der führenden Bündnismacht bzw. dem Heere des militärisch stärksten Partners angehört oder nicht. Aber abgesehen davon, dass man zumeist erst nach Jahren, wenn der Krieg schon lange vorüber ist, über Eignung oder Nichteignung der obersten Führer ein halbwegs zutreffendes Urteil hat, so wird fast immer jene Macht, welche berechtigterweise die Führung für sich zu beanspruchen glaubt, aus politischen sowie aus «Prestige»-Gründen darauf bestehen, den Oberfeldherrn zu stellen und nicht danach fragen, ob in den verbündeten Heeren vielleicht eine stärkere Feldherrnbegabung vorhanden ist.

¹¹⁾ S. Lauppert «Zur Frage des Oberbefehls bei den Verbündeten im Sommer und Herbst 1813.» (Militärwissenschaftliche und technische Mitteilungen, Wien, 1924.)

Unter solchen Verhältnissen ist es wesentlich eine Sache des *Glücks*, ob in einem Bündniskrieg eine grosse Führerpersönlichkeit sich rechtzeitig und kräftig genug durchzusetzen vermag. Dieser Glücksfall ist z. B. weder im Krimkrieg auf Seite der Westmächte eingetreten, noch im Weltkrieg, dem grössten uns bekannten Koalitionskrieg aller Zeiten. Wieder ist bezeichnend, dass auf beiden Seiten nur äusserste Not zur Schaffung eines gemeinsamen Oberbefehles führte; so auf Seite der Mittelmächte Ende August 1916 durch Ernennung von Hindenburg-Ludendorff, auf Seite der Entente sogar erst Ende März 1918 durch Betrauung Fochs mit dieser Aufgabe. Aber selbst dieser spät geborene Oberbefehl war in beiden Lagern wesentlichen Beschränkungen unterworfen: während sich die deutsche Oberleitung bei ihren Verbündeten nur mangelhaft und unter starken Reibungen durchsetzen konnte, fand es Foch für geboten, von seinem Befehlgebungsrecht den Engländern und Amerikanern gegenüber nur einen recht sparsamen Gebrauch zu machen. Während Clemenceau in seiner stürmischen Art ein nachdrückliches Auftreten Fochs gegenüber Pershing verlangte, war es der das Befehlen gewohnte Soldat, der in kluger Selbstbeschränkung die Grenzen seiner Macht zutreffend zu erfassen wusste. So lag auch u. a. die Bedeutung des britischen Generalstabschefs Sir Henry Wilson weit mehr in seinem diplomatischen Verhandlungsgeschick als in seinen militärischen Fähigkeiten.

Ein Feldherr, der, statt zu befehlen, bitten und überreden muss, also mehr diplomatischer Vermittler als unumschränkter Herr ist, hat ein drückendes Joch zu tragen. Es ist mit einiger Berechtigung anzunehmen, dass auch künftige Bündniskriege in dieser Beziehung ähnliche Verhältnisse aufweisen dürften. Auch wenn in Militärbündnissen vorteilhafterweise bereits im Frieden die Frage des Oberbefehls im Kriegsfall geregelt ist, so ist damit noch nicht gesagt, dass diese Abmachungen auch im Ernstfalle zu einer reibungslosen Durchführung kommen müssen, selbst wenn die führende Bündnismacht noch so sehr bestrebt war, ihre Machtbefugnisse möglichst eindeutig festzulegen.¹²⁾ Auch in dieser hochwichtigen militärischen Frage liegt der Schlüssel auf politischem Gebiet: eine richtige und weitblickende Bündnispolitik wird dem Oberfeldherrn seine Aufgabe wesentlich erleichtern, ein unnatürliches oder schwankendes Bündnis gemeinhin zum Grab der Feldherrnkunst werden.

¹²⁾ Artikel 16 der Völkerbundssatzungen spricht wohl von Land-, See- und Luftstreitkräften, die von den Bundesmitgliedern im Falle etwaiger Führung von «Sanktionen» zu stellen sind, schweigt sich jedoch vorsichtigerweise über deren Oberbefehl aus.

VII.

« . . . Du fragst mich, ob die grossen Genies die Waffenerfolge herbeiführen, oder ob solche allein dem Glücke zu danken seien. Das ist eine Frage der tiefsten Metaphysik. Die Menschen haben für unberechenbare Ursachen den Namen Glück vereinbart; aber diese Ursachen sind vor den Ereignissen selbst oft nicht bekannt und lassen sich erst nachher erkennen . . . », so schrieb 1770 der achtundfünfzigjährige Preussenkönig Friedrich an seinen Bruder Heinrich. Mit dem gleichen Recht könnte man fragen, ob nicht auch das Erscheinen eines begnadeten Feldherrn einen reinen Glücksfall bedeutet. Nationales Empfinden sucht zwar manchmal das Feldherrngenie als eine Hochblüte des Volkstums darzustellen. Diese Auffassung erscheint anfechtbar. Sinkende Staaten haben ebenso grosse Feldherrn auftreten sehen wie aufsteigende. Es genügt hier vielleicht auf Hannibal hinzuweisen, jenes gewaltige Kriegsgenie, das ein habgieriges Krämervolk kurz vor seinem Untergang hervorgebracht hat. Andererseits hat die Weltmacht der Vereinigten Staaten seit ihrer Gründung noch keinen überragenden Feldherrn entstehen sehen, ebensowenig das in den letzten zwei Generationen zur Grossmacht aufgestiegene Italien.

Dass ein Nationalheros auch fremder Erde entsprossen sein kann, zeigen hervorragende Soldatenkaiser der römischen Weltmachtepoche, die «Barbaren» und nicht Römer waren; es zeigt dies Altösterreichs vielleicht grösster Feldherr und Staatsmann, Prinz Eugen, der savoyisch-französischen Geblüts war; es zeigt dies ferner Buonaparte, der gewaltige Korse italienischer Abkunft, der für lange hinaus Frankreichs Geschichte bestimmen sollte, oder schliesslich auch Moltke, der Mitschöpfer des neuen deutschen Reiches, der deutsch-dänischer Abkunft war. Alle diese genialen Menschen haben jedoch Staat und Volk, denen sie ihre Dienste weihten, mit höchstem Feingefühl verstanden und daher das Heerwesen und ihre Kriegführung den nationalen Triebkräften und Besonderheiten auf das beste angepasst. Man muss hier genau auseinanderhalten: das Gottesgnadentum des Genies und seine staatliche oder nationale Sendung.

Endlich lässt sich auch nicht sagen, dass es irgendwie von dem Charakter der Zeit abhängt, ob Feldherrn auftauchen, oder ob dies nicht der Fall ist. Bewegte Zeiten sind vielleicht der Formung starker Führernaturen günstiger als ruhige und friedliche. Aber so sehr erstere das Hochkommen kraftvoller Naturen begünstigen, so stark verbrauchen sie diese auch, und so sehr ist es wieder ein Zufall, ob sie einen einzelnen zu diktatorischer Höhe aufsteigen lassen.

Wie stellt sich nun die Nachkriegszeit zum Feldherrntum an sich? Sehr hoch im Kurse scheint es im allgemeinen nicht zu stehen, entsprechend der weitverbreiteten Ansicht, die oberste Führung habe im Weltkrieg nicht das gehalten, was von ihr erwartet wurde. Ausserdem steht die Nachkriegszeit weit mehr als früher im Banne der Politik und der Hochschätzung des politischen Führertums. Die Bemerkung, die Napoleon vor mehr als einundeinviertel Jahrhunderten zu Goethe machte: «Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal», könnte der bezeichnendste Leitspruch für die Gegenwart sein. Vielleicht spielt hier auch der Siegeszug des Kollektivismus eine Rolle, für den einerseits die Masse und die Gemeinschaft und nicht der einzelne bestimmend sind, der aber auch andererseits zweckszielsicherer Leitung der Massen so stark nach persönlicher Führerschaft ruft.

Eins ist wohl unanfechtbar: dass sich Feldherrn nicht im Wege irgend einer Auslese züchten lassen. Ebenso unbestreitbar ist ferner, dass sich Führertum durch richtige und planmässige Schulung auf eine bedeutende Höhe bringen lässt. Ein hochwertiges Führertum ist jedoch jederzeit ein Haupterfordernis für den militärischen Erfolg. Verfügt von zwei Armeen keine über einen überragenden Feldherrn, so werden in erster Linie das bessere Führertum und die grössere Tüchtigkeit der Truppen den Ausschlag geben. Aber man darf sich hier keiner Täuschung hingeben: Begabung ist noch nicht Genie, vollendete Technik noch nicht Kunst und grossartige Routine kein neue Bahnen einschlagendes schöpferisches Wirken. Soviel auch ein Führertum bedeutet, das in voller «Form» ist, für das Entstehen wahrer Feldherrn ist es deswegen noch keine Vorbedingung.

Im Gegenteil, nach je einheitlicheren Grundsätzen eine Armee geführt wird und je einheitlicher ihr Führerkorps durchgebildet ist, desto schwerer werden sich aussergewöhnliche Naturen durchringen können. Ja, das Talent hat oft eine feine Witterung für das Geniale und eine unwillkürliche Abneigung vor demselben als vor einer ihm überlegenen Macht. Es muss dies nicht Neid im gewöhnlichen Sinne sein, es handelt sich hier meist um viel tiefer liegende geistige und seelische Gegensätze. Der fest und sicher seines Weges Gehende wird oft mit einer leichten Missachtung auf den sehen, der die gewohnten Wege einzuschlagen verschmäht, Abgründe und das Dunkel, Ablehnung und Spott nicht fürchtet. Jedem Menschen ist unweigerlich seine Grenze gesetzt, die zu übersteigen ihn keine noch so treffliche Schulung befähigt. So kennt auch die Kriegsgeschichte zahlreiche Beispiele dafür, dass ausgezeichnete Korpsführer versagten, wenn sie selbständig Armeen führen sollten, oder

dass treffliche Armeeführer den ganz grossen Aufgaben der Kriegführung nicht gewachsen waren.

Es wäre jedoch verfehlt, in das andere Extrem zu verfallen und im Feldherrntum bloss die Begabungsseite zu sehen. Unter Napoleons oft stark an die Nachwelt gerichteten Worten findet sich auch der Satz: «Der Krieg ist eine ganz eigene Kunst. Ich habe sechzig Schlachten geliefert; nun ich versichere Ihnen, ich habe nichts gelernt, was ich nicht gleich bei der ersten wusste.»¹³⁾ Napoleon ohne Maske hat aber auch oft und oft die Wichtigkeit militärischer und besonders kriegsgeschichtlicher Studien betont und damit nur bestätigt, was eine unbefangene Betrachtung seines Werdeganges zeigt, dass auch dieses grosse Kriegsgenie viel zugelernt hat. Selbst für einen Napoleon bestand wohl der Ausspruch Willisens zu Recht: «Vom Wissen zum Können bleibt immer nur ein Sprung, doch ein solcher vom Wissen und nicht vom Nichtwissen.»¹⁴⁾ Der gewöhnliche Weg vom Wissen zum Können führt allerdings über die *Erfahrung* und diese kann nur im Kriege selbst gewonnen werden. Wieder ist es Napoleon, der erklärt hat, «die Erfahrung ist alles», welchem Ausspruch die ihn ergänzende Feststellung Moltkes in seiner «Instruktion für die höheren Truppenführer» vom Jahre 1869 zur Seite gestellt werden soll: «Die Handhabung grosser Heereskörper ist im Frieden nicht zu erlernen.»

VIII.

In der Nachkriegszeit sind in einer Reihe von Ländern die Frontkämpfer und die Jugend zu Trägern politischer Bewegungen geworden und haben demgemäss in starkem Ausmass die politischen Führerstellen besetzt. Gleichlaufend ging und geht damit in manchen Staaten das Bestreben, auch ein möglichst junges militärisches Führerkorps zu besitzen. Jugendliche Stosskraft und volle körperliche Rüstigkeit sind jedoch für das Wirken des politischen Führers von anderer Bedeutung als für jenes des militärischen Führers. Gewiss fordert die *Führung der Reiterei* Eigenschaften besonderer Art — Raschheit des Entschlusses, Wagemut, körperliche Ausdauer — die der Jugend gemässer sind als dem Alter. So zählte z. B. Seydlitz bei Rossbach 36 und Murat bei Austerlitz 34 Jahre, so fanden der französische Reitergeneral Lasalle mit 35 und der amerikanische Reiterführer Stuart mit 30 Jahren den Heldentod auf dem Schlachtfeld, und schliesslich war der rote Reitergeneral Bundenij 1920, im Kriege gegen Polen, auch erst 44 Jahre alt. Was für die Kavallerieführung Berechtigung besitzt, gilt ähnlich auch

¹³⁾ Zu Gourgaud am 14. 6. 1818.

¹⁴⁾ S. das interessante Buch von Collin «L'éducation militaire de Napoléon».

für die Führung im *Seekrieg* — Nelson war bei Abukir 39, Tegetthoff bei Lissa 38 Jahre alt — und für jene im *Luftkrieg*. Endlich erscheint auch der *Bürgerkrieg* stark als Domäne der Jugend, da seine primitiven Formen weniger Erfahrung und kühles Wägen als Kühnheit, Abenteuerlust und leidenschaftliche Opferwilligkeit erfordern, welche Eigenschaften mit den Jahren meist abnehmen.

Aber auch wenn man einen Blick auf das Alter der grossen Feldherrn wirft, möchte man fast meinen, dass auch hier der Jugend der Vorrang gebühre. So standen Alexander, Hannibal, Gustav Adolf, Friedrich der Grosse und Erzherzog Karl zwischen zwanzig und dreissig, Turenne und Prinz Eugen zwischen dreissig und vierzig, als sie ihre ersten Siege errangen. Auch Cäsar zählte nicht mehr als 42 Jahre, als er sich zur Eroberung Galliens anschickte; ebenso alt war Wallenstein, da er als kaiserlicher Generalissimus die Bühne des Weltgeschehens betrat.

Seit Napoleon verzeichnet jedoch die Geschichte nicht einen jungen Feldherrn von Bedeutung. Feldmarschall Radetzky führte als Einundachtzigjähriger 1848/49 die österreichische Armee zum Siege und Graf Moltke war 1866 ein Sechsendsechzigjähriger. Auch im Weltkrieg gab es ausser Enver Pascha, der 1914 erst 33 Jahre zählte, nur bejahrte oberste Führer. So waren bei Kriegsbeginn Hindenburg 67, Foch 63, Joffre, Conrad und French 62, Grossfürst Nikolai Nikolajewitsch 58, Ludendorff 49 Jahre usw.; auch Pilsudski zählte im russisch-polnischen Krieg von 1920 bereits 53 Jahre. Nur einen ganz jungen Oberkommandanten kennt die Weltkriegszeit, den 1920 erst achtundzwanzigjährigen Tuchatschewskij, dessen Feldherrnbegabung jedoch zu seiner Jugend nicht in gleichem Verhältnisse stand. Endlich war Ghasi Mustapha Kemal Pascha, als er sich zum Diktator aufschwang und die Griechen aus Kleinasien hinausjagte, erst ein angehender Vierziger.

Jedenfalls kann ein Feldherr, dem die Führung grosser neuzeitlicher Wehrkräfte obliegt, ausgebreiteter militärischer Kenntnisse und abgeklärter Erfahrungen nicht entbehren; beides lässt sich jedoch kaum in jungen Jahren erwerben. Während Napoleon weder einen beratenden Generalstabschef noch einen mitarbeitenden Stab brauchte, sondern nur Gehilfen und Handlanger kannte, ist die Arbeitslast, die heute auf den Schultern des Oberkommandos einer zu Lande, zur See und in der Luft kriegführenden Grossmacht ruht, eine so gewaltige, dass der Feldherr geistesverwandter Mitarbeiter nicht entraten kann. Gerade dieser Umstand ermöglicht es, die Erfahrung und überlegene Ruhe des Alters mit der Unbekümmertheit und Entschlussfreudigkeit

der Jugend in glücklicher Weise zu paaren. Deswegen wird der Feldherr, mag er nun auf des Lebens Höhe stehen, oder sich dem Patriarchenalter nähern, wenn er eine überragende Persönlichkeit ist, doch der ganzen Führung *seinen* Stempel aufdrücken.

Durchschnittssoldat oder Spitzenleistung?

Eine Entgegnung.

Oblt. G. Züblin, Instr. Of., Zürich.

Es sei, nachdem Herr Oblt. Wyss in Nr. 7 der A. S. M. Z. Wege zur Förderung der Ausbildung der bestbefähigten Rekruten sucht, auch einem Berufsoffizier gestattet, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Es wird zwar kaum gelingen, ihr neue Seiten abzugewinnen, aber vielleicht ist es für denjenigen, der nur selten Gelegenheit hat, in die Arbeit einer R. S. Einblick zu nehmen, nicht uninteressant, einen Kameraden zu hören, dem dies Tagwerk bedeutet. Eine Aussprache kann auch nur dazu beitragen, einige Irrtümer, die dem Herrn Verfasser bei besten Absichten unterlaufen sind, zu beheben. Vergegenwärtigt man sich das Ziel, nach dem die sämtlichen Vorgesetzten einer R. S. streben, vom Korporal bis zum Schulkommandanten, so liegt dies *nicht ausschliesslich*, wie der Herr Verfasser anzunehmen scheint, in der Schaffung eines möglichst guten Durchschnittssoldaten. Alle Vorgesetzten erstreben im Gegenteil auch vom bestbefähigten Rekruten eine Höchstleistung. Sie erstreben also gerade das, was der Herr Verfasser als neues Ziel vorschlägt. Welcher Korporal, welcher Zugführer und welcher Kp. Kdt. hat nicht alles versucht, um auch seine besten Rekruten zu Höchstleistungen anzuspornen?

Wenn aber das Erreichen eines guten Durchschnitts *im Vordergrund* der Bestrebungen aller Vorgesetzten liegt, so geschieht dies aus der Erkenntnis, dass der gute Durchschnitt, und nicht der einzelne Elitesoldat, für den Ausbildungsstand eines Heeres ausschlaggebend ist.

Diese Erkenntnis ist nicht neu. Es wird ihr übrigens selbst in den Berufsheeren unserer Zeit, die zur Ausbildung von «Elitesoldaten», die durch bessere Ausbildung aus dem Kreise ihrer Kameraden gehoben würden, Gelegenheit genug hätten, nachgelebt. Auch dort wird auf möglichst vielseitig ausgebildeten guten Durchschnitt tendiert. Dass es der Durchschnitt dort weiter bringt als bei uns, erklärt sich aus den Ausbildungszeiten. Moderne Heere kennen keine Garderegimenter im Sinne längst vergangener Zeiten, auch keine Sturmkompanien, Sturmbat. und Angriffsdivisionen, wie der Weltkrieg sie hervorgebracht hat. Denn sie alle sind Zeichen mittelmässiger Durchschnitts-